# Zur Geschichte der Pest in Wien, 1349-1898

Richard Krafft-Ebing

Zur

# Geschichte der Pest in Wien

## 1349—1898.

11

Vortrag

gehalten im Wiener Volksbildungsverein am
17. Januar 1899.

Von

**Dr. Freiherr v. Krafft-Ebing.**



Der Reinertrag ist der „Centralbibliothek" in Wien gewidmet.

LEIPZIG UND WIEN.
FRANZ DEUTICKE.
1899.

Verlags-Nr. 645.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

# VORWORT.

Das Leben des einzelnen Menschen oder das einer Generation stellt einen unendlich kleinen Zeitabschnitt des Bestehens der Menschheit als Ganzes dar. Die Naturwissenschaft hat den Erfahrungssatz aufgestellt, dass die Möglichkeit der Lebensdauer der Menschen wie der Thiere sich nach der Zeitdauer richtet, welche sie zur Erreichung ihrer Wachsthumsreife benöthigen. Da dieser Zeitraum beim Menschen ungefähr 20 Jahre beträgt und da die Lebensfähigkeit das Vier- bis Fünffache der Entwickelungszeit ausmacht, ergibt sich die Möglichkeit der Dauer eines Einzellebens von der Wiege bis zum Grabe von 80 bis zu 100 Jahren. Wie wenig Menschen diese ihnen von der Natur gesteckte Lebensgrenze erreichen, ist genugsam bekannt. Zu jeder Zeit auf unserem Lebensweg umlauern uns Todesgefahren — die tückischsten und gefährlichsten Feinde des Menschen sind jedenfalls kleine Lebewesen, die unsichtbar in den Körper eindringen, sogenannte Infectionskrankheiten

hervorrufen und mit Vernichtung bedrohen. Für einige dieser Krankheiten, wie z. B. Tuberculose, Diphtheritis, Typhus u. a. sind die Keime zu denselben fast überall und beständig zugegen; manche andere Krankheitserzeuger finden, wie z. B. die der Cholera, in Europa nicht ihre Entstehung und es bedarf einer Einschleppung derselben aus fernen Ländern, um sie den Europäern verderblich werden zu lassen. Vermöge ihrer äusserst grossen Ansteckungsfähigkeit und Uebertragbarkeit sind sie aber dann meist im Stande, in Gestalt von Epidemien gleich Massen von Menschen dahin zu raffen.

Ein Triumph der medicinischen Wissenschaft ist es, die Ursachen solcher Infectionskrankheiten erforscht und damit Mittel zu ihrer Abwehr ausfindig gemacht zu haben. Der Lehre von den Ursachen der Krankheiten und ihrem neuesten Wissenszweige, der sogenannten Bakteriologie, der Gesundheitspflege und der aus ihr hervorgehenden Sanitätsgesetzgebung und Sanitätspolizei kommt der Ruhm zu, Krankheiten erfolgreich zu bekämpfen und zu verhüten, gegen welche vergangene Jahrhunderte machtlos waren. Aus Irrthum und Aberglauben heraus hat die fortschreitende Civilisation und Wissenschaft die Erkenntniss und Fähigkeit gefunden, der furchtbarsten Feinde menschlicher Existenz sich zu erwehren, das Sterblichkeitsprocent erheblich zu vermindern und die

mittlere Lebensdauer bedeutend zu erhöhen. Einer der schrecklichsten Bedränger der Menschheit in vergangenen Jahrhunderten war eine der „schwarze Tod" im Norden Europas, in Italien „das grosse Sterben" („la mortalega grande") genannte Seuche, welche anlässlich ihres Wüthens in Europa im 14. Jahrhundert, obwohl sie nicht überall hindrang, 75 Millionen Menschenleben vernichtete, indem Ende dieses Jahrhunderts von 100 Millionen nur noch 25 übrig waren.

Der tiefe Stand der Gesundheitspflege, das Zusammengedrängtsein der Menschen in festen Plätzen, die Unkenntniss der Ursachen dieser Seuche und damit die Hilflosigkeit der Bevölkerungen dieser Gefahr gegenüber, mögen schuld an dieser entsetzlichen Sterblichkeit gewesen sein, durch welche das öffentliche Leben ausser Rand und Band gerieth, Familien und Staaten sich aufzulösen drohten, Geistesepidemien (Geissler) entstanden und schreckliche Verfolgungen der Juden, als der vermeintlichen Urheber dieser Seuche, die Menschheit schändeten.

Man glaubte nämlich allen Ernstes, die Juden hätten die Brunnen vergiftet auf Geheiss geheimer Vorsteher in Toledo, welche das Gift des schwarzen Todes aus dem Orient bezögen, oder es auch selbst aus Spinnen, Eulen u. a. giftigen Thieren bereiteten. Dass die Juden, z. B. in Wien und Goslar, noch mehr unter der Seuche litten als die Christen, konnte

diesen Irrwahn nicht erschüttern. Die Folter erpresste gewünschte Geständnisse, gelegentlich fand man auch angebliche Giftbeutel in Brunnen, von Christen hineingethan, um Mord und Plünderung herbeizuführen. Vergebens eiferte Papst Clemens in Bullen gegen diesen Wahn und bemühte sich Kaiser Karl IV. die unglücklichen Juden zu schützen.

Sie wurden ersäuft, verbrannt, in Strassburg z. B. allein und auf einmal 2000 auf ihrem Begräbnissplatz. In Städten, wo keine Juden waren, beschuldigte man die Todtengräber der Brunnenvergiftung!

Nur eine befriedigende Kunde enthalten die Chroniken aus jenen schrecklichen Zeiten — die aufopfernde Pflege der Erkrankten durch barmherzige Schwestern und durch geistliche Orden, unter welchen sich besonders die Franziskaner hervorthaten.

Auch die Hauptstadt des Habsburgischen Reiches, unser schönes Wien, war von der Pestepidemie besonders schwer heimgesucht, so schwer, dass man allenthalben vom „wienerischen Tod" sprach und im 15. Jahrhundert das Sprichwort aufkam: „Vienna ventosa aut venenosa" (in Wien herrscht Wind oder die Pest).

Es gewährt ein nicht geringes culturgeschichtliches wie auch rein menschliches Interesse, an der Hand von Chroniken und Pestordnungen die Geschichte der einzelnen Wiener Pestepidemien mit-

einander zu vergleichen. Es sei mir gestattet, in kurzen Zügen die Heimsuchungen früherer Generationen der Wiener Bevölkerung durch die furchtbarste aller Seuchen zu beleuchten und aufzuzeigen, wie es in der sogenannten guten alten Zeit den Vorfahren ergangen ist. Den Unterschied zwischen einst und jetzt möge der geneigte Leser sich selbst am Schlusse dieser Zeilen vergegenwärtigen.

---

# Geschichte der ersten grossen Pest in Wien von Ostern bis Michaeli 1349.*)

Die Seuche kam vom Mittelmeer, aus dem längst inficirten Aegypten und Italien, welch letzteres Land über die Hälfte seiner Bewohner verlor. Sie verbreitete sich über Dalmatien, Triest, Udine, Villach über Oesterreich. Gegen Ostern 1349 brach die Pest in Wien aus. Sie traf Obrigkeit und Bürger ganz unvorbereitet, breitete sich ungeheuer rasch in der von hohen Festungsmauern umgebenen, in ihren Gesundheitsvorkehrungen höchst primitiven und von Menschen überfüllten Stadt aus. Ich folge den Worten einer Chronik, ndem ich berichte:

„Da wurde das Sterben in allem Oesterreich gar gross, ganz besonders zu Wien, also dass man alle Leut, arm und reich, musste legen in den Gottesacker zu St. Coloman. Und starben soviel Leut, an einem Tag 1200 Leichen, so da gelegt wurden in den Gottesacker; und waren daselbst 6 Gruben gegraben bis auf das Wasser, und man legte in die eine Grube 14.000 Leichen, ohne die, die heimlich begraben wurden in den Klöstern und den anderen Kirchen. Der Herzog (Albrecht) floh aus der Stadt gen Purkersdorf und verbot, dass man

*) Vgl. Fuhrmann, Alt- und Neu-Wien. Wien 1738, S. 544 (eingehende Darstellung der Seuche nach der „teutschen Chronik".

Niemand durfte legen auf die Freithöf' überall in der Stadt. Und auch viel Leut' flohen aus der Stadt, deren viel auf dem Land starben. Und auch zeigte sich die Sterblichkeit an den Leuten also: an welchen Leuten sich rothe Sprinkel oder schwarze erhoben, die starben alle an dem 3. Tag, und auch entsprangen den Leuten Drüsen unter den Achseln, die starben nahe alle an dem 3. Tag. Es war auch der Jammer so gross, dass die Leute barfuss kirchfahrten gingen und thaten grosse Gebet. Das half alles nichts. Auch war manches Haus dort zu Wien, wo siebzig Menschen aussturben und auch mehr, also dass manches Haus öd stund, dass die Leute alle todt daraus waren. Und wie viel Gut und Erbe ward so erblos, dass Niemand war, der sich sein unterwand; die Leute sagten, sie hätten gar genug, sollten sie nur leben. Und wie gross die Sterblichkeit war, konnte man die Wahrheit nie erfahren. Der Lai-Pfaffen (Weltpriester) starben soviel, dass zu St. Stephan allein ihrer starben 54."

Nach anderen Quellen betrug die Zahl der Todten in dieser ersten Wiener Pestepidemie täglich 480 bis 720, vorübergehend bis zu 900. Die Gesammtsumme der Opfer der Epidemie von Ostern bis Michaeli wird auf 40.000 berechnet (vgl. Pertz XI, 829).

Daraus lässt sich der Schluss ziehen, dass Wien damals rund 80.000 Einwohner gehabt haben mag, wenigstens weiss man, dass überall, wo diese Seuche wüthete, die Hälfte der Bevölkerung ihr erlag. So starben z. B. in Florenz 90.000 Menschen an der Pest (Boccacio).

Die Noth in Wien muss damals gross gewesen sein. Jeglicher Handel und Wandel stockte. Eine schwere Theuerung entstand. Es fehlte allenthalben an Arbeitskräften. Man hatte nicht einmal Siechknechte genug, um die Todten zu begraben,

weshalb diese wichtige sanitäre Massregel eine Verzögerung erfuhr und tagelang die Todten in den Häusern und Strassen dalagen. Aus Mangel an Geistlichen konnte nur in wenig Kirchen noch die heilige Messe gelesen werden. Auf den Feldern und in den Weinbergen bot die Natur eine gesegnete Ernte, aber es fehlte an Händen, sie einzubringen, so dass der grösste Theil der Früchte zugrunde ging.

Die Aerzte standen dieser fürchterlichen Seuche ebenso unerfahren und machtlos gegenüber wie anderwärts. Geschah es doch erst von 1390 ab, dass an der Wiener Universität ein eigentlicher Unterricht in der Heilkunde begann und erst von 1404 ab, dass Zergliederungen menschlicher Leichen vorgenommen wurden.

Man schrieb das Entstehen des „schwarzen Todes" dem Zorn Gottes über die Sünden der Menschen zu und suchte die Erklärung für das Entstehen der Seuche in ungünstigen Conjunctionen der Gestirne. Was sollte da menschliche Kunst dagegen ausrichten? Der Trieb der Selbsterhaltung führte zur Anwendung von Amuleten, Tränklein und Latwergen aus allen möglichen Kräutern. Man vermeinte in kostbaren Mineralien, z. B. Perlen und Edelsteinen Heilkräfte zu finden und verwendete solche zu Arzneien, deren Heilwerth man nach ihrem hohen Preise taxirte, gerade wie noch heutzutage Ungebildeten eine recht theuere Arznei zu imponiren vermag.

Da man die Ursache des Uebels in den Gestirnen suchte, unterliess man die allerwichtigsten und nächstliegenden Massregeln, um desselben Herr zu werden. Statt Gassen und Gossen zu reinigen, Luft in den engen Strassen zu schaffen, die Kranken von den noch Gesunden zu trennen, die Todten aus der Stadt so rasch als möglich zu entfernen, zu begraben oder noch besser sammt Betten, Kleidern und sonstiger Habe zu verbrennen, geschah von dem allem nichts. Die Behörden

waren ebenso rathlos wie die Aerzte und das Publicum. Von Pestspitälern gab es damals noch keine Spur. Sterbende und Todte lagen auf den Strassen umher, oft tagelang, bis die Siechknechte sie auf Wagen luden und vor die Stadtthore in die Pestgruben schafften. Dass da Mancher noch lebend aufgeladen wurde, ist durch die Chroniken verbürgt. Man machte nicht viel Federlesens mit solchen, denn sie waren ja so wie so dem Tode verfallen. Selbst Reichthum war keine Gewähr für Trost und Hilfe auf dem Krankenlager. Da wo die Pest in einem Hause eingezogen war, flohen Familienangehörige und Diener. Geschah es doch im Laufe der Epidemie, dass die Obrigkeit, um der weiteren Ausbreitung der Seuche Einhalt zu thun, das verpestete Haus schloss, Thüren und Fenster vernageln liess, so dass Kranke und Gesunde darin umkamen. wobei man nicht bedachte, dass mit der späteren Wiedereröffnung ein neuer Seuchenherd vorhanden war.

Als Nachspiel dieser Pest zeigten sich bei den dem Schrecken dieser Seuche ausgesetzt Gewesenen Geistesepidemien. So tauchte wieder die Secte der Geissler und Flagellanten auf, die schon 1261 sich in Wien bemerklich gemacht hatte. Um den Zorn Gottes zu versöhnen, erschienen sie in Zügen von Hunderten, alt und jung, in langen Mänteln, aber vom Gürtel aufwärts entblösst, die Gesichter mit Kapuzen verhüllt, in der linken Hand eine brennende Kerze, in der rechten eine mit Stacheln versehene Geissel tragend, den nackten Rücken zerbläuend, dass das Blut spritzte und die Haut in Fetzen herabhing, „wehe, wehe" rufend und sich ihrer Sünden anklagend.

In der Phantasie des Publicums wurde die Pest zu einem Gespenst dramatisirt, das man „Pestjungfrau" nannte. Dieses Gespenst brauchte bloss die Hand zu erheben, um das Pestgift auszustreuen. Man sah es in Gestalt einer bläulichen

Flamme durch die Luft fliegen, sich von den Lippen der Sterbenden und Todten aus entwickeln.

Andere sahen das Pestgift in Gestalt einer feurigen Kugel daherkommen. So sah man eine solche Kugel (Meteor?) eines Tages über der Stadt schweben. Ein gerade zur Stelle befindlicher Bischof war im Stande, das Unheil durch sein Gebet zu beschwören, so dass es unschädlich in die Erde versank. Es geschah dies am Hause Nr. 9 am alten Fleischmarkt und zum Gedächtniss wurde an diesem Hause ein steinernes Marienbild angebracht (Bermann, Alt- und Neuwien, S. 362).

Auch der Wahn, dass die Juden durch Vergiftung der Brunnen die Seuche verschuldet hatten, kam wieder zum Vorschein; Herzog Albrecht wusste mit eiserner Faust diese antisemitische Bewegung niederzuhalten, aber es gelang ihm nicht auf die Dauer. Einige hundert Juden, die auf seiner Veste Kyburg Schutz gesucht hatten, wurden von der wüthenden Volksmenge verbrannt.

Aehnlich erging es den Juden in Krems, Stein, Mautern, Mödling und an anderen Orten. König Casimir der Grosse von Polen gewährte ihnen Schutz in seinen Landen, woher es kommt, dass noch heute dieses Volk so zahlreich in Polen vertreten ist.

Allmählich beruhigten sich die Gemüther wieder. In die vom schwarzen Tod so schwer heimgesuchte Wienerstadt zogen von Nah und Fern neue Bewohner und Handel und Gewerbe feierten ihre Wiedererstehung.

Aber die Ruhe der Bevölkerung wurde in dem 14., 15. und 16. Jahrhundert noch oft durch den unheimlichen Gast gestört und dem Aufblühen der Stadt manche schwere Wunde geschlagen. So trat die Pest neuerlich 1370 und 1381 in Wien auf. Im letzteren Jahre gab es auf dem Stefansfreithof

allein 15.000 Leichen zu begraben. Viele Häuser in Wien waren ganz ausgestorben und wurden selbst um billigen Preis oftmals vergebens ausgeboten.

1399 im Spätherbst erfolgte abermals der Ausbruch einer pestartigen Seuche. Sie muss schlimm gehaust haben, denn Ende November wurde die Universität gänzlich geschlossen und viele Tausende aus allen Bevölkerungsclassen suchten ihr Heil in der Flucht, die Seuche weithin verbreitend. In dieser Epidemie zeichnete sich der aus Padua an die Wiener Facultät berufene berühmte Arzt Marsilius Galeati ganz besonders aus. Er war es auch, der seit 1404 die Anatomie als Lehrgegenstand in Wien einführte und damit den Grund zu einer wissenschaftlichen Erkenntnisslehre der Krankheiten des menschlichen Körpers legte. Seinem Einflusse mag es zu danken gewesen sein, dass die Behörden die erste Pestordnung erliessen.

In dieser dämmern die ersten richtigen Anschauungen bezüglich der Herkunft der Pest, die man bisher an Ort und Stelle entstanden wähnte, auf. Sie verweisen auf die Einschleppungsgefahr der Seuche durch den Handel aus den Donauländern via Donau und über Ofen und die Pestordnung ordnet besondere Ueberwachung der fremden Kaufleute, speciell der Türken, Bulgaren, Raitzen und Griechen an.

Vom August 1410 bis Februar 1411 war neuerlich grosses Sterben zu Wien. Die Seuche war über Wiener-Neustadt eingedrungen. Die Friedhöfe zu St. Stephan und bei den Schotten reichten bald nicht mehr aus. Leider gestattete man nun die Beerdigung der Todten innerhalb der Mauern der Klöster. Ueber 1000 Studenten erlagen der Seuche. Auch die Mutter des Thronerben, Herzogin Johanna, fiel ihr zum Opfer und wurde in der Gruft zu St. Stephan beigesetzt. Um den Thronfolger Albrecht V. zu retten, wurde er von Reimprecht von

Wallsee und Genossen gegen den Willen des Regenten Herzog Leopold nach Eggenburg in Steiermark entführt.

Neue Pestjahre waren 1436, 1521, 1541, 1563, 1570, 1586. Die Epidemien 1541 und 1570 waren wieder sehr mörderische; der dritte Theil der Bevölkerung soll der Seuche damals jeweils erlegen sein. Von da ab bis 1679 war Wien von dieser schrecklichen Heimsuchung verschont.

## Die grosse Pest in Wien 1679.

Während über die zwischen 1349 und 1679 vorgekommenen Pestepidemien in Wien nur spärliche Nachrichten zu Gebote stehen, gewinnt man aus den Schilderungen, welche Abraham a St. Clara*) in seinem Büchlein „Merk's Wien" und Sorbait**) in seinem „Freundlichen Gespräch über den betrübten und armseligen Zustandt der kayserl. Residenz- und Hauptstadt Wien bei dieser gefährlichen und vorhero nie erhörten Contagion" hinterlassen haben, ein anschauliches Bild des Leidens, das über die Kaiserstadt 1679 hereinbrach. Auch Fuhrmann's Werk enthält von Seite 976 bis 985 eine lesenswerthe Darstellung der Seuche. Ich gebe zunächst Abraham a St. Clara das Wort, welcher also berichtet:

> „Anno 1679 noch in dem anbrechenden Monat Julii stunde obberührte Stadt in schönster Glory, die schöne Residenz und Burg war wirklich von dem römischen Kayser und dessen volkreichen Hofstatt bewohnt, der Adel fast

---

*) Abraham a St. Clara, „Merk's Wien, das ist: des wüthenden Todts ein umbständige Beschreibung in der berühmten Kayserl. Hauptstatt im 1679sten Jahr, zusammengetragen mitten in der betrengten Statt und Zeit. Saltzburg 1684."

**) Sorbait, Consilium medicum oder freundliches Gespräch. 1. Aufl. 1679.

in einer unzehlbaren Menge, nicht ohne kostbare Pracht, frequentirt ganz diensthafft den Hof, von allen Orten und hohen Höffen thäten ab- und zulaufen die eylfertige Curier, absonderlich dazumalen ware mit höchster Verwunderung zu sehen der prächtige Einzug der moscowitischen Gesandtschaft, die in etlichen 100 Personen bestund, wobei das versamblete Volk in den Gassen beederseits wie ein lebendige Ringmauer gestanden und sich über solchen irdischen Pomp becreuzigt: alles war in der Stadt im höchsten Wohlstand, nichts manglete, was zu Lust und Gust der Welt kunnte traumen, auf allen Gassen und Strassen, deren über 100, war kein Kieselstein, so nicht von dem Volck und häufigen Forastier wurde betretten, die klingende Trompeten und allerseits erschallende Musik aus den adeligen Palläst und Höffen machten immerzu ein solches annehmbliches Getös, dass man darvor gehalten, der Himmel muss haben ein Loch bekommen, wodurch die Freuden metzenweiss in die Wien-Statt gefallen.

Aber o wankelhaftes Glück! Also vergeht ebner massen das öde und schnöde Glück der Welt; welches denn urplözlich sich gestaltetermassen geendet hat in der Wienn-Statt, denn mitten in dem gedachten Monat Juli risse ein die laidige Sucht, welche schon lang her*) unter

*) Die Behauptung dieses Augenzeugen, dass die Pest erst im Juli ausgebrochen sei und Wien bis dahin in einem Freudentaumel sich befunden habe, ist nicht begreiflich angesichts der Thatsache, dass an dem „hitzigen Fieber" im Januar 1679 bereits 410, Februar 359, März 3797 April 4963, Mai 5727, Juni 6557 gestorben waren. Im Juli hatte die Pest 7507, im August 4517, im September 6774, October 6475, November 2400 Opfer bloss in der inneren Stadt gefordert. Fuhrmann, Alt- und Neu-Wien gibt S. 986 bis 988 ein Verzeichniss aller „Krüfften und der darinnen begrabenen inficirten Personen in und vor der Stadt Summa 122.849". So wurden z. B. im alten Lazareth in 9 Grüften

dem Titul hitziger Krankheit von gewissenlosen Leuten verhüllt, endlichen in ein allgemeine giftige Contagion ausgebrochen, dass man mit männiglicher Bestürtzung gleich hin und her auf frayer Gassen todte Körper gefunden und also die traurige Tragoedi offentlich kundbar worden."

Der berühmte Kanzelredner und Augenzeuge dieser tragischen Wandlung von Freud in Leid in der blühenden Stadt beschliesst seine erschütternde Darstellung der Katastrophe mit folgenden Knittelreimen:

„Nun ist Alles aus, es ist Kehr aus,
Es ist nichts mehr als Jammer,
Des hat uns gemacht bei Tag und Nacht,
Der dürre Rippenkrammer.
Jezt ist Alles still, man siht nit vil
Grüne, Blaue oder Rothe,
Man findt dafür, früh vor der Thür,
Nur Kranke oder Todte."

Von dieser grauenvollen Heimsuchung bekommt man ein anschauliches Bild, wenn man Abraham a St. Clara, Sorbait und eine Darstellung eines Unbekannten,*) vermuthlich eines Geistlichen, combinirt und miteinander vergleicht.

Die Pest brach damals in der Leopoldstadt aus, unbekannt wie und woher. Auch Sorbait**) berichtet, dass sie anfangs

---

25.000, auf dem „Bergel" beim alten Lazareth in 2 an 17.000 Leichen beerdigt. Diese Pestgruben befanden sich grossentheils auf dem Areal, das sich heutzutage zwischen der Spitalgasse und dem sogenannten Narrenthurm im 9. Bezirk erstreckt.

*) Kurze Beschreibung der grossen Pest zu Wien 1679, Gedruckt 1779.

**) Schon im Frühling waren Hunderte von Menschen an einem „bösartigen hitzigen Fieber", dem die unwissenden Aerzte keine Bedeutung beimassen und dessen baldiges Aufhören sie vorhersagten, gestorben. Sorbait und sein berühmter Landsmann von Schack hatten längst behauptet, es handle sich um die Pest und Vorsichtsmassregeln gefordert,

nicht erkannt, dann vertuscht wurde, wodurch sie eine so grosse Ausbreitung gewann. Sie traf Behörden und Bevölkerung wie ein Blitz aus heiterem Himmel, ganz unvorbereitet. Anfangs herrschte eine förmliche Panik. „Ganz Wien war nur noch ein grosses Lazareth für die noch Lebendigen und ein schrecklich weites Grab für die Verstorbenen. Die Gräber, kaum gemacht, waren gleich gefüllt. Der Tod hielt auf Strassen und Plätzen und in den Häusern reiche Ernte. Gassen und Plätze waren mit Leichen und Leichenkarren gefüllt. Wer flüchten konnte, that es. Auf den Gassen sah man nur Wenige. Handel und Gewerbe stockten. („Kurze Beschreibung".)

Nach Sorbait blieben die Leichen tagelang auf den Strassen liegen. Es fehlte an Todtengräbern und Siechknechten, obwohl man für einen solchen Dienst den damals enormen Lohn von 12 fl. wöchentlich bot. Schliesslich musste man schwere Verbrecher aus den Gefängnissen entlassen, unter der Bedingung, dass sie solche Dienste leisteten.

Todte und Erkrankte, selbst nur vermeintliche Pestkranke wurden auf offenen Wagen (Sammelwagen) in der Stadt herumgeführt, im „tiefen Graben", wo der Magister Sanitatis (Stadtphysicus) wohnte, sogar etliche Tage auf der Gasse stehen gelassen. Es waren anfangs zu wenig Wagen vorhanden. Vor dem Stubenthor waren massenhaft inficirte Betten, Stroh, Kleider, auch Leichen aufgestapelt, von welchen viele in den Wienstrom geriethen und fortgeschwemmt wurden. (Sorbait.)

---

aber vergebens, so dass die Seuche sich allenthalben ausbreiten konnte. Schack (Niederländer) hatte als Gesandtschaftsarzt in Constantinopel lange gelebt und dort reiche Erfahrungen über die Pest gesammelt. Er hatte daselbst zu einer Zeit, wo die Section einer Pestleiche als absolut todtbringend galt, gleichwohl eine solche vorgenommen. Er hiess in Wien nur der „türkische Chirurg" und unterstützte seinen Collegen Sorbait tapfer bei der Bekämpfung der Seuche.

„Anbei hate es in der ganzen Stadt ein wüstes und ganz fürchterliches Aussehen; dort und da sah man liegen zerstreut allerhand Kleider, dort ein Paruquen, dort einen Hut, da einen Rock und wiederum verschiedene schlechte und allerkostbarste Manns- und Frauenkleider. Ganze Hauffen der Einrichtung in den Zimmern und Bethgeräthe lagen vor den Häusern in allen Gassen und Strassen, die man zum Fenster hinausgeworfen, und die Federn von den Bethen flogen wie die Schneeflocken herum auf allen Plätzen." (Fuhrmann, Alt- und Neuwien S. 996.)

Allmählich ward man des panischen Schreckens Herr. Es fanden sich in so schwerer Zeit beherzte Männer, die den Kopf oben behielten und es versuchten, der Seuche Einhalt zu thun, vor allem der Kaiser Leopoldus. Eine Pestcommission bildete sich aus den obersten Beamten. Rühmend gedenken unsere Gewährsmänner der Thätigkeit der Grafen Starenberg, Hoyos, Jörger, Hoffkirchen und vieler „Räthe".

Die Seele des Ganzen war der Fürst Ferdinand von Schwarzenberg,*) der mit eiserner Faust Zucht und Ordnung aufrecht erhielt, vor den Stadtthoren aufknüpfen liess, wer sich gegen die inzwischen errichtete Pestordnung verging, in den verlassenen Häusern stahl und raubte, oder als Siechknecht

*) Es wird von ihm berichtet, dass er einen guten Theil des Tages herumritt, von der Ausführung der getroffenen Massnahmen sich überzeugend und die Leute zur Erfüllung ihrer Pflichten aneifernd. Um ein Beispiel zu geben, habe er eines Tages, als ein Todtenträger nicht zu bewegen war, eine Bahre mit einem Leichnam weiter zu tragen, dessen Stelle so lange übernommen, bis ein anderer Träger sich fand. Thatsächlich trotzte dieser edle Fürst jeder Gefahr, belebte dadurch den Muth der Leute, die ihn abgöttisch verehrten und ihn nur den Pestkönig hiessen. Schwarzenberg starb 1708 als Obersthofmeister der Kaiserin Eleonore.

gegen Kranke unmenschlich sich betrug.*) Das half. Aber auch dem masslosen Elend, namentlich der ärmeren Classen, steuerte der edle Fürst, indem er theils aus Eigenem, theils aus dem Staatsschatz beträchtliche Summen anwies.

Ueber seine Initiative errichtete man Lazarethe; die Häuser, in welchen die Pest erschienen war, wurden entleert, geschlossen und mit einem Kreuze bezeichnet. Jede Gasse erhielt ihren Aufseher und Wächter. In der Spittelau wurden Baracken errichtet und die aus inficirten Häusern Entnommenen oder sonstwie der Ansteckung Verdächtigen daselbst contumacirt. Nach Abraham a St. Clara lag das „Wienerische Lazareth ausser der Statt, gen Niedergang der Sonnen, bei einem rinnenden Wasser, mit Namen Alsterbach, also bequemlich gebaut, dass der Lufft und durchstreichende Wind selbes aller Seyten reinigen kann" („Merks Wien" S. 103). Dieses Lazareth genügte bald nicht mehr. Man richtete das grosse Contumazgebäude zu einem weiteren Lazareth und musste überdies noch solche in Vorstädten herstellen. Nach Abraham a St. Clara verdiente auch die Geistlichkeit in dieser Epidemie grosses Lob. Er verwahrt sich gegen die Behauptung eines evangelischen Geistlichen in Deutschland, der Clerus hätte die Kranken und Sterbenden im Stiche gelassen und weist darauf hin, dass damals allein gegen 200 Weltgeistliche in Ausübung ihres Berufes der Seuche zum Opfer fielen. Die Ansteckung sei meist im Beichtstuhle erfolgt.**)

---

*) Einer der letzten Justificirten war der im Lazareth gewesene „Ober-Vatter" (Spitalverwalter). Er wurde gehängt wegen der „bisshero weit grösseren Anzahl angegebener kranker Personen als in Wahrheit sich daselbst befunden, und sonsten anderer verübten Thätlichkeiten halber." Fuhrmann, S. 990.

**) Insgesammt, d. h. mit Einrechnung der Klostergeistlichen erlagen in Ausführung ihres edlen Berufes 438 Geistliche der Seuche. Unter Anderen fand man am Gartenzaun des Schwarzspanierklosters

Auch der Aerzte in jener Epidemie gedenkt Abraham a St. Clara freundlich. Etliche 1000 Kranke seien durch die göttliche Beihülf von den Medicis curirt worden. Er führt die Namen von 28 Pestärzten an, von denen 6 zugrunde gingen.

Gross können die Leistungen der Aerzte*) nicht gewesen sein, denn, abgesehen von der enormen Tödtlichkeit der Seuche waren die Ansichten über die Natur derselben die denkbar irrigsten. Hören wir Sorbait in seinem „freundlichen Gespräch" mit dem Schüler, in welchem dieser Fragen stellt und der Meister sie beantwortet, so besteht das Pestgift in einer „heimlichen böshaftigen pestilentialischen Qualität, welche der Zorn Gottes über die sündige Stadt verbreitet hat.

Am 10. August 1678 war die Conjunction des Saturn und des Mars am Himmel. Dies ist die Mutter der Pest. Denn der eine (Saturn) versammelt die böshaftigen Dünste in den Grund der Erden, der andere thut die selbigen in der Luft erhöhen, fürnemlich wenn der Mond ein Finsternuss unter dem Zeichen des Wassermanns, der Waag und des Skorpions erleidet. Eine solche hat sich am 15. April 1679 begeben, also dass die himmlischen Planeten und Signa haben ziemlich zu unserem Untergang conspirirt und zusammengehalten."

An diesem Tage ereignete sich der erste Pestfall in der Leopoldstadt.

Sorbait war der hervorragendste Arzt in Wien, Arzt bei Hofe u. s. w. Er gab die erste Pestordnung von 1679

---

in der Alservorstadt einen todten Priester, dessen Hände so fest das Brevier umklammert hielten, dass man ihn mit demselben einscharren musste.

*) Man berief den berühmten Dr. Garelli aus Bologna. Aus Mailand kam der 79jährige illustre Dr. Locatelli, um die Pest zu studiren und Hilfe zu leisten.

heraus, die übrigens schon 1665 Managetta verfasst hatte. Mit dieser Pestordnung werden wir uns bei Besprechung der letzten grossen Pest zu Wien (1713) näher zu beschäftigen haben.

Aufschlüsse über die damaligen Anschauungen der Aerzte hinsichtlich sanitärer Massregeln geben Sorbait's Antworten auf gewisse Fragen des Schülers. Dieser fragt, ob es nicht klug wäre, den Hühnermarkt aus der Stadt zu entfernen, das Glockenläuten und Weinpressen abzustellen:

Sorbait resolvirt:

„Der Hühnermarkt soll bleiben, allwo er ist, ansonsten laufen die Dienstboten nur noch weiter herum und an noch mehr inficirten Häusern vorüber." Auch das Glockenläuten soll fortbestehen, und zwar: „Physice, weil dadurch die Luft gereinigt und bewegt wird und die schon lange Zeit geschlossenen Wind aufgemuntert werden; Moraliter, weil die Glocken sind die Nuntii oder Botten Gottes, durch welche die frommen Christen ihre Gebete Gott den Allmächtigen zuschicken, ja durch die Glocken werden alle bösen Geister, so in der Luft schweben und die armen Menschen von ihrer Andacht verhindern, hinweg vertrieben."

Auch für das Weinpressen in der Stadt plaidirt Sorbait, weil der Gährungsvorgang auf die Luft reinigend wirke.

Um zu erfahren, ob die Pestgruben tief genug angelegt seien, hing man einen Hund über denselben auf. Da er nach vier Stunden verendet war, beeilte man sich die Gruben tiefer zu legen und sorgfältiger zu überschütten.

Dass die medicinischen Leistungen jener Zeit kaum auf höherer Stufe standen als die der Schäfer, Kräuterweiber und Quacksalber, gegen welche die zünftigen Aerzte beständig Krieg führten, ist selbstverständlich.

Gross war der Glaube an Präservativmittel, oft aus den lächerlichsten und ganz abergläubischen Gründen. In den Apotheken gab es Präservativzelteln, die man unter der Zunge trug und mit denen jedenfalls die Apotheker die besten Geschäfte machten. Im besten Rufe stand auch die Angelicawurzel. Wie gross der Glaube an ihre Schutzkraft und die Furcht vor der Seuche gewesen sein muss, geht aus Sorbait's Bemerkung hervor: „Im Anfang dieser Pest haben die Leut so viel Angelicawurzen gefressen, dass man mit grossem Geld keine hat mehr bekommen können."

Andere hielten viel auf complicirte Kräutermischungen, Theriak, Myrrhen, besonders aber Kranabethbeeren in Essig.*)

Als die Pest im August immer ärger wüthete, wallfahrtete der fromme Kaiser Leopoldus nach Mariazell (17. August), um Gottes Hilfe in dieser Noth zu erflehen. Den Bitten seiner Familie und seines Leibarztes weichend, verlegte er sein Hoflager nach Prag, bis auch von dort ihn die Pest vertrieb. Er nahm seinen Aufenthalt vorläufig in Linz. Ueber die Mortalität der Seuche geben folgende Zahlen**) Auskunft. In Wien innerhalb der Stadtmauern erlagen ihr

*) Es verlohnt sich nicht der Mühe, weiter bei der unsinnigen Behandlung der Kranken aus jener Zeit zu verweilen. Ich begnüge mich mit einer Probe aus Sorbait, der sehr Schwitzcuren das Wort redet und die weise Bemerkung macht, es gebe Leute, die nicht schwitzen können und denen man vorher mit der Salbe des Aetius die Schweisslöcher öffnen muss. Dieses Recept lautet:

„Nimm Camillenwasser 4 Loth, zerrühre darin 2 Quintel präparirten Salniter, thue dazu bittere Mandeln und Skorpionöl, jedes 2 Loth. Mit dieser Mixtur soll man Brust und Rucken wohl schmieren und reiben. Es eröffnet die poros, so dass man auch unter freiem Himmel schwitzen kann."

**) Codex austriacus pars I decretum de 26. 2. 1687 s. f. Fuhrmann.

70.000 Menschen, in den Vorstädten 30.000, in den Vororten 22.849, also in Summa in Wien und nächster Umgebung nahe an 123.000. Die Bevölkerungsziffer von Wien betrug damals rund 210.000. Dazu ist zu berücksichtigen, dass, wer nur konnte, aus dem Weichbild von Wien geflohen war.

Unzählige schlugen nach Abraham a St. Clara Baracken auf den Feldern in der Umgebung von Wien auf, Andere lebten in den Wäldern, oder in „alten baufälligen Geschlössern, wosonsten die Nachteulen und wilde Raubvögel ihre gewöhnlichen Losamenter hatten."

Die furchtbare Heimsuchung der Stadt lehren folgende ergreifende Stellen aus „Merk's Wienn".

„Es ist geschehen, dass der todte Mann ist zum Haus hinausgeschleift worden, das Weib auch bereits den letzten Athem schöpfte und die verlassenen Kinder umb ein Brot geschryen, denen nicht lang hernach aber der Todtengraber anstatt des Becken aus der Noth geholfen."

„Es seynd die verlassenen Waysel in solcher Menge gewesst, dass man's wagenweise zusammenführte und in der Spittelau gleichsam eine kleine Kinderarmee aufrichtete."

„Anno 1679 hat die vornehme Statt Wien eine so starke Pest ausgestanden, dass, wenn man einen jeden hätte sollen in ein besonderes Grab legen und selbiges nach christlichem Gebrauch mit einem Kreutz bestecken, wäre hierzu fast ein halber Wald erforderlich worden." (S. 102.)

„Von dem Militär starben sehr viele, soviel, dass man die Garnison erneuern musste. Oft fand man bei der Ablösung Wachen schon todt oder im Sterben."

Ein schauerliches Einzelbild aus jener Schreckenszeit, in welcher man nach Abraham a St. Clara „in allen Gassen

Todte gesehen, von allen Häusern Todte geschleifft, in allen Winkeln Todte begraben, auf allen Wägen Todte geführt," möge unsere Darstellung beschliessen.

Es betrifft den lustigen Volkssänger Augustin, der, selbst mitten unter Todten und Sterbenden, seinen Humor nicht, wohl aber seine Kundschaft verloren und darüber allzusehr ans Trinken gerathen war. Eines Abends, am 10. September, hatte er in der leeren Schenke zum rothen Dachel*) seinem Unmuth über den schlechten Geschäftsgang durch Niederschreiben des noch heute bekannten Gassenhauers „O du lieber Augustin"**) Luft gemacht, dazu tüchtig gezecht und dann betrunken sich über den Stephansplatz gegen das Burgthor heimwärts begeben. Da passirte ihm nun folgendes, in Fuhrmann's***) Buch folgendermassen geschildertes Abenteuer:

---

*) Am alter Fleischmarkt, das heutige „Schlosserbierhaus".

**) Oh du lieber Augustin,
's Geld ist hin, d' Freud ist hin:
Oh du lieber Augustin,
Alles ist hin!
Ach und selbst das reiche Wien
Arm jetzt wie Augustin,
Seufzt mit mir in gleichem Sinn:
Alles ist hin.
Jeden Tag war sonst ein Fest;
Und was jetzt? Pest, die Pest!
Nur ein grosses Leichennest,
Das ist der Rest!
Oh du lieber Augustin,
Leg nur ins Grab dich hin,
Ach du mein liebes Wien,
Alles ist hin!

***) Fuhrmann, Alt- und Neu-Wien oder dieser Residenzstadt chronologische und historische Beschreibung. Wien 1738—39.

„Bei so grossem Elend und Verwirrung geschahe es bisweilen, dass die mit dem Todt allbereit ringende, auf Wägen unter die Todten geleget und miteinander in die hiezu gemachte Grube geworffen worden, als wie mit einem Namens Augustin, der ein Sackpfeifer gewesen, welcher zwischen der kayserlichen Burg und St. Ulrich auf selbigem Weg wegen eines starken Rausches gelegen und geschlaffen, begegnet; dann dieser Mensch ist von denen Ziehknechten ohne einiges Vermerken auf den Wagen, in Meinung, dass er die böse Krankheit hätte und in Todtszügen allbereit begriffen, geladen, nebst anderen Todten weggeführt und in eine Gruben geworffen worden; weil man aber die Todten nicht eher mit Erden verschüttet, bis eine Reyhe derselben nach der Läng und Breiten völlig voll gewesen, als ist besagter Mensch, nachdem er die ganze Nacht unter den Todten, ohne munter zu werden, geschlaffen, endlich erwacht, nicht wissend, wie ihm geschehen, oder einer möge dahin gekommen sein; hat zwar aus der Gruben hervorsteigen wollen, solches aber wegen der Tieffe nicht zuwegenbringen können, daher er dann auf den Todten solang herumgestiegen und überaus sehr geschmähelt, geschryen und gefragt: Wer ihn dahin müsse gebracht haben? Bis endlich die Siechknechte mit einbrechendem Sonnenschein, sich mit todten Leuten eingefunden, ihm herausgeholfen haben, so hat ihm dieses Nachtlager auch nicht das Wenigste geschadet." Thatsächlich ereilte diesen lustigen Kumpan der Tod erst am 10. October 1705, indem er an Schlagfluss verstarb.

Im Herbste 1679 trat endlich ein Nachlass der Seuche ein. Kaiser Leopoldus und der Hof kehrten nach Wien zurück. Es fand am 25. September ein Hochamt zu St. Stephan

statt, nach welchem der Kaiser an den Stufen des Altars ein Gelöbniss machte, an Stelle der vorläufig von den Bürgern am Graben errichteten hölzernen Pestsäule zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit eine solche aus Marmor zu errichten, welches Gelübde in den Jahren 1687 bis 1693 durch Aufstellung der noch heute am Graben befindlichen Votivsäule seine Erfüllung fand.

Während noch im September anlässlich der zur hölzernen Pestsäule stattfindenden zahlreichen Bittgänge „die Luft tönete von Schluchzen, Weinen, blutigen Geiselstrichen Derer, die ihre und die Sünden ihres Volkes an ihren Leibern züchtigten" und täglich noch 200 bis 300 Einwohner starben, liess die Seuche mit eintretender kühler Witterung rasch nach. Im October zählte man nur noch 20 bis 30 Pesttodesfälle täglich und im November, nach Eintritt scharfer Kälte, war sie erloschen.

Nun wurde der Verkehr aus und nach Wien wieder freigegeben. Neues Leben erblühte aus den Ruinen. Am Weihnachtstage wurden bereits in St. Stephan 95 Paare getraut.

Ein feierlicher Gottesdienst mit Te Deum ward an der Pestsäule am Graben gehalten. Abraham a Sancta Clara hielt die Gedenkpredigt, in welcher er fragte:

> „Wie bist du denn gewest, du berühmteste kayserliche Residenzstatt Wienn Anno Christi 1679?"

Und darauf antwortete:

> „Anno Christi 1679 bin ich gewest ein Inhalt alles Elends, ein Einkehr aller Trübsal, ein Ort voll Schröcken und Zittern, ein angefüllter Krais mit pestilenzischem Gift, ein untergebne Vasallin des Todts, ja ein lauterer Freythoff" . . . . . Amen.

# Die Pestepidemie in Wien 1713 bis 1714.

Die furchtbaren Verheerungen, welche die Pest 1679 in Wien bewirkt hatte, waren insofern von gutem Einfluss gewesen, dass man von Seiten der Behörden der Reinhaltung der Strassen und Häuser Aufmerksamkeit zu schenken begann. das Begraben der Todten innerhalb der Stadtmauern abstellte und überhaupt sanitätspolizeiliche Massnahmen traf. Dazu gehörte auch die Ueberwachung der Fremden, besonders der aus dem Orient und den Donauländern verkehrenden Kaufleute.

Diesen Massnahmen, in Verbindung mit einer rechtzeitigen Absperrung der Kranken, ist es wohl zu danken, dass, als 1691 im Sommer die Pest sich neuerdings zeigte, nur 47 erkrankten, von denen nur 36 starben.*)

1709 zeigte sich der schwarze Tod neuerlich in Ungarn und näherte sich der Grenze Oesterreichs. Obwohl man sich

*) Die Seuche war diesmal von Ungarn gekommen. Sobald sie sich den Landesgrenzen näherte, wurden Quarantainen errichtet, die Seitenstrassen unpassirbar gemacht, das Zureisen nur auf den Hauptstrassen gestattet, die Grenze gegen Ungarn bewacht, die Durchräucherung der Briefe aus diesem Lande durchgeführt. Als gleichwohl am 11. September 1691 die Seuche durch eine von Ofen gekommene Person eingeschleppt wurde, raffte sich die Regierung, unter Errichtung von Schnellgalgen für alle Renitenten, zu energischen Massregeln auf. — Verpflichtung der Aerzte zu sofortiger Anzeige verdächtiger Fälle, desgleichen der Gastwirthe, Hausbesitzer, Bestellung von Spitälern und Contumazhäusern, Sperrung der öffentlichen Schulen, Bäder, Belustigungsorte, Säuberung der Gassen und Häuser, Verbot des Schlachtens in der Stadt, der Viehmärkte innerhalb derselben, des Schweinehaltens, Handels mit alten Kleidern. Die. Kleider und Betten der Inficirten wurden verbrannt, die Erkrankten sofort ins Spital verbracht, ihre Umgebung in Contumazhäusern unter ärztliche Beobachtung gestellt. So ward man der Seuche rasch Herr. (Fuhrmann S. 1156.)

bemühte, allen Anforderungen der Reinlichkeit und Sanitätspolizei in Wien zu entsprechen und seit dem 31. Januar 1713 niemand den Ein- oder Austritt an den Linien ohne Gesundheitspass gestattete, drang die Seuche dennoch in die Stadt ein. Am 7. Februar 1713 erkrankte eine aus Totis in Ungarn zugereiste Schwäbin Christine Hüttendorfer an der Beulenpest. Sie war in der Rossau abgestiegen, hatte zahlreiche Mitbewohner inficirt, desgleichen, nach ihrer Aufnahme ins Bürgerspital, andere Kranke und Wärtersleute.

Man beeilte sich dieses inficirte Spital zu contumaciren, richtete das „Beckenhäusel", ein Siechen- und Reconvalescentenhaus in der Währingerstrasse, als Pestspital ein, das bald dem Bedarf nicht mehr genügte, so dass man das grosse Lazareth in der gleichen Strasse (an dessen Stelle heute das Bürgerversorgungshaus sich befindet) hinzunehmen musste. Von ihrem Ursprungsherd in Rossau und Liechtenthal verbreitete sich die Seuche trotz aller Massregeln nach Erdberg, zeigte sich dann in der Josefstadt und in den übrigen Stadttheilen, mit Ausnahme der „Landstrasse", die verschont blieb.

Am 15. September wurde ein neues Lazareth in der Leopoldstadt im Zuchthause, am 3. October ein weiteres an der Wien im Münzwardeinhause errichtet.

Der Gesundheitsrath war als Permanenzcommission mit weitgehenden Vollmachten im Zeughause am Hofe untergebracht. Die nicht nach Wien Zuständigen wurden contumacirt und nach abgemachter Quarantaine aus der Stadt verwiesen. In der Spittelau und der Klosterneuburgerau wurden Baracken für die Armen und Bettler errichtet und diese Leute daselbst contumacirt, von den „Rumorsoldaten" bewacht und verpflegt. Man errichtete wieder Schnellgalgen vor den Stadtthoren für die Renitenten und Missethäter. Die Schulen waren gesperrt,

der Gottesdienst wurde auf der Strasse abgehalten. Für je drei bis fünf Häuser wurde ein Gesundheitscommissär bestellt. Das Schlachten innerhalb der Stadt wurde verboten.

Auch das Handeln mit alten Kleidern, Bettgeräthen wurde den Trödlern untersagt. Wo immer in Kaufläden u. dgl. Geld durch die Hände ging, wurde es vorher in ein Gefäss mit Wasser geworfen und so gewaschen.

Für den Absperrungsdienst nach aussen wurde eine Stadtcircumvallations- (Linien) und Donauländcommission eingesetzt und nur Solchen, die mit Gesundsheitspatent versehen waren, der Eintritt in die Stadt gestattet. Die Grenze gegen das verseuchte Ungarn wurde vollkommen abgesperrt. Die Verproviantirung von Wien war nur aus Böhmen und Mähren zulässig. Commissäre hatten die Vorräthe an der Landesgrenze von Mähren zu übernehmen. Die den Proviant überbringenden Händler durften nur auf Hörweite sich ihnen nähern. Zwischen Uebernehmern und Uebergebenden musste ein grosses Feuer brennen. Die Waaren waren beim Feuer zu deponiren. Das Geld dafür musste vor der Deponirung mit Essig gereinigt sein.

Die zur täglichen Nothdurft erforderlichen Feilschaften durften nur aus den benachbarten Gemeinden zugeführt und ausschliesslich von den Behörden an Zollschranken vor dem Nussthor und Mariahilferthor übernommen und weiterbegeben werden.

Als gleichwohl die Seuche im Mai zunahm, veranstaltete man Bittgänge und wurden permanent Andachten und Litaneien vor der Pestsäule am Graben abgehalten. Kaiser Karl VI., welcher unerschrocken mitten unter seinem Volke ausgehalten und dadurch nicht wenig zur Beruhigung der Gemüther beigetragen hatte, machte zu St. Stephan nach dem Hochamt das Gelöbniss, eine Kirche zu errichten, das er in glänzender

Weise durch Errichtung der Karlskirche (Grundsteinlegung 5. Februar 1715) erfüllte.

Als im Mai die Pest so rasch überhandnahm und die Aerzte über die Natur der Krankheit noch uneinig waren, verlangte die Regierung von dem Gremium der Aerzte („medicinische Facultät"), dass die Section von einigen Pestleichen vorgenommen werde, damit man dem Uebel auf die Spur komme. Die „medicinische Facultät" schlug dieses Begehren ab, „da dies eine höchst gefährliche Sache und gleichwohl daraus weder der Zustand der Krankheit, noch die Art selbe zu curiren, zu entnehmen sei. Im Uebrigen hatten die Aerzte nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen redlich ihre Pflicht bei den Lebenden gethan und war als eines der frühesten Opfer ein Doctor Schulz gefallen, der die Krankheit für nicht gefährlich gehalten und als einzige Vorbeugungsmittel Furchtlosigkeit und geeignete Diät angerathen hatte. Ausser ihm erlagen der Seuche 9 Aerzte und 50 Wundärzte. Endlich fand sich ein muthiger Arzt, namens Georgius, der am 7. Juli früh Morgens auf freiem Felde bei angezündeten Fakeln („um damit die giftigen Ausdünstungen aus den Leichen abzuhalten") drei Leichenöffnungen vornahm, deren confuse Beschreibung erhalten ist.*)

Gregorius bekam dafür eine kayserliche Recompens und die Aufnahme in die medicinische Facultät (op. cit. p. 186) Als im November ziemliche Kälte eintrat, liess die Seuche bald nach und im Februar 1714 war sie erloschen. Erkrankt waren in dieser Epidemie in Wien 9565, gestorben 8644. Nach anderen Quellen (Ferro) erkrankten 12.400, starben

*) Anderter Theil, worinnen die in dem Land Oesterreich 1713 eingeschlichene Seuche gründlich und ausführlich beschrieben, samt den dagegen verfassten klugen Veranstaltungen der von S. Majestät Carl VI. angeordneten Hofcommission. Wien 1727.

9000, also über 72 Procent der Erkrankten. Die Einwohnerzahl von Wien betrug damals 130.000, nach Anderen bloss 113.000.

Die höchsten Erkrankungsziffern ergab der August mit 2107, der September mit 2032. Von 28 in den Pestlazarethen mit der Seelsorge betraut gewesenen Geistlichen starben 10.

Am 13. März 1714 fand im Stephansdom ein feierlicher Dankgottesdienst mit Te Deum statt, dem der Kaiser mit dem ganzen Hof anwohnte. Zur Erinnerung an die glücklich überstandene Heimsuchung wurde eine Denkmünze geschlagen, welche in der für jene Zeit charakteristischen barocken Wortanspielungsweise auf einer Seite die Stadt Wien mit der Ueberschrift „Wien ohne W" zeigte, mit folgenden Versen:

„Ein Weh ist weg von Wien, das Wohl wird drauf erscheinen,
Gott schenkt den Freuden Wein und man hört auf zu Weinen,
Gott geb', dass Stadt und Reich fortan in Wohlstand steh
Und Wien, wie auf der Müntz, sei ewig ohne Weh."

Auf der anderen Seite stand zu lesen:

„Gott liess den Kaiser nicht, wie er nicht liess die Seinen,
Die Pest liess nach in Wien, das Best wird bald erscheinen."*)

Es ist von nicht geringem culturellen und medicinischen Interesse, die bereits oben erwähnte Managetta-Sorbait'sche Pestordnung,**) welche die ärztlichen Anschauungen und sanitären Massregeln in dieser letzten grossen Wiener Pestepidemie spiegelt, zu durchblättern.

Nach diesem Werk rührt die Pest von einem „giftigen Samen und Zunder" her. Sie besteht in einer „von dem

*) Bermann, Alt- und Neu-Wien 1880, S. 994.

**) Pestbeschreibung und Infectionsordnung, sammt der 1713 zu Wien fürgewesten Contagion. Wien 1727.

Gestirn herrührenden feurig ansteckenden Krankheit, in einer übernatürlichen und jähling ansteckenden Gewalt, so dem menschlichen Verstand zu hoch, deren Wesen und Natur ganz geheim verborgen und unergründlich erscheint. Das Buch unterscheidet die göttliche, d. h. die durch den Zorn Gottes entstandene Pest und die irdische, d. h. die durch Zauberei oder durch Gifte, die sich in Luft oder Wasser bilden oder durch Verderbniss und Fäulniss der Lüfte und des Geblütes im Körper entstandene. Der Verursachung der Seuche durch Zauberei und durch Vergiftung von Luft und Wasser werden anfangs die Scharfrichter und Todtengräber bezichtigt, indem sie damit bösen Menschen zur Wegräumung ihrer Verwandten geholfen haben, später spielen die Juden diese Rolle. Ein besonderes Capitel handelt aber auch von der Gefahr durch die Unsauberkeit der Strassen und Gassen, der Aborte, der Schlachtstellen, der häufigen Schlachtfelder, wo Rosse- und Menschenleichen faulen, ferner von giftigen Erddämpfen, die durch Erdbeben frei werden.

Gleichwie die Hundswuth kann aber auch in den Menschen durch Fäulniss der Säfte die Pest entstehen. Das „anklebende Gift, der ansteckende Pestfunken" geht von einem Leib auf den anderen.

Das Gift („Pestzunder") haftet auch jahrelang an den Kleidern, Geräthschaften, Waaren. Dieser „flüchtige Samen und Giftfunken" wurde oft in Gestalt von blauen, schweflichten Flammen am Körper von Pestkranken gesehen.

Als Anzeichen der Pest verzeichnet die Pestordnung besondere Constellationen der Gestirne, Verunreinigung der Strassen, Hungersnoth, Erdbeben, Cometen, sehr dürre oder sehr nasse Jahre, Ueberhandnehmen des Ungeziefers

auf den Feldern, Bildung von Wolken am Himmel in Gestalt von Bahren und Leichenbegleitung, Getümmel auf den Friedhöfen, trauriges Getön in der Luft.

Als Abwendungsmittel der Seuche empfiehlt das Buch: gottgefälliges Leben, sanitäre Massregeln seitens der Obrigkeit — Reinhaltung der Gassen und der Brunnen vom Mist, Ueberwachung des Lebensmittelverkaufes, Abschliessung des Verkehres mit verseuchten Orten, Quarantaine von Zureisenden durch 14 Tage, Verpflichtung der Aerzte, jeden verdächtigen Fall sofort anzuzeigen, Feuer zur Luftreinigung auf Strassen, Plätzen, Haushöfen, namentlich wenn mit Schwefel bestreut, Mässigkeit im Essen und Trinken, Stuhlmittel, zeitweise Aderlässe, Kauen von Kranabeth (Wachholder)-beeren, von Tormentillwurzel und Kräutern (Angelica, Knoblauch, Lorbeern), Genuss von Schwefelpulver, Bittgänge, um den göttlichen Zorn zu versöhnen, Busspredigten.

Bei eingerissener Pest wird gefordert die Einsetzung eines Pestgerichtes und die Bestellung von Pestärzten. Die Kranken müssen ehestens ins Spital gebracht, die Todten begraben werden, aber nicht zu früh, weil zuweilen Leute noch lebend begraben wurden, und ausserhalb der Stadtmauern. Die inficirten Häuser sind zu entleeren, mit Schlössern an Thüren und Fenstern zu sperren. Sie dürfen vor 40 Tagen nicht wieder geöffnet und erst nach gründlicher Reinigung wieder bewohnt werden. Die Hinterlassenschaft ist mit Essig- oder Schwefeldampf zu desinficiren und bei den Anfangsfällen lieber gleich ganz zu verbrennen.

Eine sichere Probe, dass das Haus ganz desinficirt ist, ist folgende: „Man nimmt Scheiben von frischem Brod, steckt sie auf Spiess oder Stangen, lässt sie 24 Stunden im Haus; Ist in diesem noch Gift, so fängt das Brod an zu faulen!"

Den Pestärzten war befohlen, sie müssten nüchtern sein, fleissig sich beräuchern, Kleider aus Seide oder Taffet tragen, an denen das Gift nicht so leicht hafte. Sie sollten den Mund mit Rautenessig spülen, sich mit solchem bestreichen und Angelicawurzel kauen.

Das Pestlazareth muss abgelegen sein, auf freiem Felde stehen. Hauptsache sind desinficirende Feuer mit Kranabethholz in Zimmern, Gängen und Höfen.

## Die Zeitperiode von 1714 bis 1898.

In dieser langen Zeitperiode starb niemand mehr an der Pest in Wien, obwohl die schreckliche Krankheit noch da und dort in Europa in localen Epidemien ihre ungebrochene Macht behauptete (so in Marseille 1720, in der Ukraine 1738, in Moskau 1770) und in Ungarn, Galizien, Siebenbürgen bis 1797 sich zeigte.

Man dankte dies wohl der verbesserten Sanitätspolizei, überhaupt der zunehmenden Cultur, der Zurückdrängung der Türken, der Errichtung von Pestcordons gegen die Balkanhalbinsel und der Schaffung von Contumazanstalten an den Küsten des Adriatischen und des Mittelländischen Meeres.

Im 19. Jahrhundert erschien diese furchtbare Geissel des Menschengeschlechtes nur mehr an den Uferstaaten des Mittel- und des Schwarzen Meeres, so in Griechenland (1827), Odessa (1839), in der Türkei, in Syrien, Aegypten (Kairo 1835). Seit 1841 war sie auch in diesen Gebieten erloschen, dank der im türkischen Reich eingeführten Sanitäts- und Pestpolizei.

Der letzte Pestdirector in der österr. ungarischen Monarchie war der hervorragende ungarische Arzt Franz Schraud gewesen. Man glaubte sich nachgerade so sicher vor dieser

Seuche, dass nach Schraud's Tode (1806) sein Posten nicht mehr besetzt wurde.

Im Jahre 1878 zeigte sich der schwarze Tod mit seinen Schrecken gleichwohl wieder in Europa, und zwar in dem Dorfe Wetljanka und Umgebung, am Wolgaufer, in den russischen Gouvernements Astrachan und Saratow, wo sie, dank den energischen Massnahmen der Regierung (Verbrennung der Häuser, Leichen und Hinterlassenschaft, Ziehung eines Cordons um die inficirten Gebiete) schon im Januar 1879 erlosch und Europa, von einer grossen Gefahr befreit, aufathmete. Sie scheint dort aus Persien durch ein seidenes Halstuch, welches ein Kosak seiner Braut mitgebracht hatte, eingeschleppt worden zu sein, ähnlich wie in Marseille 1720, wo sie durch inficirte Baumwollwaarenballen, die ein Capitän Chantoud aus Tripolis eingeführt hatte (zuerst erkrankten die Lastträger, welche mit dem Oeffnen der Ballen beschäftigt gewesen waren), ein-eingeschleppt worden war.

## Die Kenntniss und Behandlung der Pest am Ende des 19. Jahrhunderts.

Von nicht geringem Interesse und für das Verständniss des Folgenden werthvoll erscheint es, die Frage aufzuwerfen und zu beantworten, welcher Art die Erfahrungen der medicinischen Wissenschaft über die Pestseuche am Ende des 19. Jahrhunderts sind.

Sie hat zwei grosse Irrthümer aufgedeckt und überwunden:
1. die Meinung, dass die Seuche in Europa entstehen könne;
2. dass sie übernatürlichen Ursachen ihre Entstehung verdanke.

Die Ueberwindung des ersten Irrthums führte zur Aufdeckung der Ursprungsherde der Pest und damit zu Anfängen einer rationellen Abwehr derselben. Die Erkenntniss ihrer

letzten Ursachen gehört der neuesten Zeit an. Sie geht aus von den epochemachenden Entdeckungen Pasteur's in Paris und Koch's in Berlin, dass die Infectionskrankheiten durch nur unter dem Mikroskop auffindbare pflanzliche Lebewesen („Mikroben") hervorgerufen und übertragen werden. Diese kleinsten Lebewesen, wenn in den Körper eingedrungen, haben die Fähigkeit, sich ins Ungemessene und in sehr kurzer Zeit zu vervielfachen. An und für sich sind einige nicht giftig, aber sie scheiden als Producte ihres Stoffwechsels Giftstoffe („Toxine") aus und diese verursachen die Krankheit.

Fast bei jeder der uns bekannten Infectionskrankheiten hat man bereits den ihr zukommenden specifischen Mikroorganismus (Bacterium, Bacillus) gefunden und es ist Sache eines neuen Zweiges der medicinischen Wissenschaft, wohl des wichtigsten, der sogenannten Bacteriologie, Formunterschiede, Wesen, Wirkungsweise u. s. w. dieser kleinen Organismen festzustellen. Die Entdeckung des Pestbacillus erfolgte fast gleichzeitig an ganz verschiedenen Orten 1894 durch Professor Kitasato an der Universität Tokio in Japan und durch Dr. Yersin im Institut Pasteur in Paris.

Nach Dr. Albrecht*) ist das Aussehen des Pestbacillus weniger charakteristisch als vielmehr die Massenhaftigkeit seines Vorkommens im Blut und den Organen. Dadurch, dass er sich offenbar äusserst rasch und leicht vermehrt und wahrscheinlich einen besonders heftig wirkenden Giftstoff ausscheidet, wird er so gefährlich.

Glücklicherweise ist dieser Pestbacillus wenig widerstandsfähig gegen grosse Hitze, Trockenheit der Luft, aber auch gegen unsere gewöhnlichen Desinfectionsmittel, wie z. B. Carbolsäure, Sublimat, Lysol. In feuchter und warmer Luft

*) Schriften des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien, Band XXXVIII, S. 173 bis 202.

ist er sehr lebens- und entwickelungsfähig. Er kann von Mensch zu Mensch durch Athem oder Berührung, im letzteren Falle aber nur an Stellen, wo die Oberhaut nicht ganz unversehrt ist, übertragen werden, ebenso durch Kleider, Wäsche, Gebrauchsgegenstände, eventuell auch durch Waaren, die mit ihm inficirt sind. Ganz besonders gut haftet er an Pelzwerk, Wolle, Federn, Thierhäuten. Er ist nicht bloss Menschen gefahrbringend, sondern wirkt auch inficirend bei Mäusen, Ratten, Meerschweinchen.

Die Bedingungen für die Entstehung so furchtbarer kleiner Lebewesen sind besondere Klima- und Bodenverhältnisse in Indien (Gebiete des Himalaya) und in China (Provinz Junnan). Die kleinen Lebewesen finden sich da im Boden, inficiren massenhaft Mäuse und Ratten. Gelegentlich Dürre des Bodens oder Ueberschwemmungen flüchten sich vielfach solche inficirte Thiere in die Thalebenen zu den menschlichen Wohnungen und übertragen so den tödtlichen Krankheitskeim. Nach Dr. Sticker, einem deutschen Pestforscher in Indien, sind auch Insecten, Ameisen, Fliegen u. dgl., welche, ohne selbst zu erkranken, den Giftbacillus aus Thier- und Menschencadavern, die an Pest zugrunde gingen, in sich aufnehmen, höchst gefährlich für die Uebertragung. Schmutz, enges Zusammenwohnen der Menschen in solchen Gegenden, Mangel aller sanitären Vorkehrungen thun das Uebrige zur Entwickelung von Pestseuchen und durch den menschlichen Verkehr erfolgt die weitere Verschleppung, selbst nach den fernsten Ländern, wie die früheren Pestepidemien im äussersten Norden von Europa beweisen.

In den ersten 2 bis 3 Tagen sind die Pestbacillen des Inficirten noch nicht so ansteckungsgefährlich für die Umgebung als später. Die Zeit von der erfolgten Ansteckung bis zum Ausbruch der Krankheit (Incubationszeit) umfasst 2 bis

7 Tage. Die Pest erscheint unter 2 Formen: als Beulenpest, das heisst mit Drüsenschwellungen, und als Entzündung der Lunge (Lungenpest). Die letztere Form ist die viel seltenere und wohl ausnahmslos tödtlich. Der Tod erfolgt bei den Pesterkrankungen am 3. bis 4. Tage nach Ausbruch der Krankheit. Die Sterblichkeit bei der Beulenpest ist 60 bis 90 vom Hundert.

Bei der sofortigen Isolirung der Kranken verbreitet sich die eingeschleppte Krankheit nicht weiter unter der Bevölkerung, wie die Erfahrungen in den Quarantainen erweisen. Auch Abschliessung der Gesunden gewährt ihnen Schutz, wie die Erfahrung im Waisenhause in Moskau 1770 lehrte, wo sämmtliche Bewohner desselben, obwohl die Stadt ganz durchseucht war, gesund blieben.

Die enorme Bedeutung der Abwehr der Einschleppung der Seuche, der sofortigen Erkennung eines irgendwo vorkommenden Pestfalles, seiner Unschädlichmachung durch Isolirung, sowie der Vernichtung der von ihm ausgehenden Infectionsträger, liegt auf der Hand.

Zur Abwehr der Pest vom eigenen Lande dienen Quarantainen gegenüber verpesteten Nachbarländern, eventuell sogar die Abschliessung des Verkehres mit solchen durch einen Militärcordon auf den Landesgrenzen.

In den Quarantainen werden aus verdächtigen Ländern und Orten kommende Reisende durch 15 Tage zurückgehalten und ärztlich beobachtet, ihre Effecten durch überhitzte Luft desinficirt. Das Gleiche geschieht mit Waaren, wobei eventuell gewisse Waaren, an denen der Bacillus leicht haftet, überhaupt von der Einfuhr ausgeschlossen werden.

Bezüglich der Erkennung einer Pestgefahr schaut heutzutage der Arzt nicht mehr nach abnormen Constellationen der Gestirne am Himmel und unheimlichen Wolkenbildungen

aus, sondern er untersucht die Auswurfsstoffe eines der Krankheit Verdächtigen unter dem Mikroskop auf Pestbacillen, macht mit jenen Probeculturen auf solche und Probeimpfungen an Versuchsthieren.

Statt werthloser Räucherungen mit Kranabethholz und Essig in den Krankenzimmern vergangener Jahrhunderte besitzt die heutige Wissenschaft wirksame Desinfections- und Vernichtungsmittel gegen den furchtbaren mikroskopischen Feind in Gestalt von Sublimat, Carbol u. s. w., womit sie die Mikroben in der Atmosphäre und den Dejecten der Kranken tödtet.

Ein Mittel, um dem Zerstörungswerke der in den Körper eines Menschen eingedrungenen Bacillen Einhalt zu thun, gab es bis vor kurzem nicht, aber geniale und unermüdliche Forscher haben auch auf diesem Wege bereits Erfolge erzielt, die verheissungsvoll genug sind, um die endgiltige Bannung des Gespenstes des „schwarzen Todes" in Bälde erwarten zu lassen. Die Bahn zu diesem ungeheueren Triumph der Wissenschaft wies die Entdeckung der Schutzpockenimpfung durch Jenner, den grossen Forscher des 18. Jahrhunderts, dessen Verdienst es war, die Menschen von einer der schrecklichsten Infectionskrankheiten, den Blattern, welche früher, neben der Pest, sie decimirten, erlöst zu haben.

Schutz der Gesunden gegen die Giftwirkung der Bacillen, also Unempfänglichmachung derselben für die Krankheit und Erfindung eines Gegengiftes gegen den im erkrankten Körper sein Zerstörungswerk vollführenden Giftstoff, also Rettung der Erkrankten waren die Ziele jener Forscher, die zum Theile bereits ihre Verwirklichung durch einen besonderen Zweig der Heilwissenschaft — die sogenannte Serumtherapie gefunden haben.

Schon der grosse Forscher Pasteur hatte ein Verfahren ersonnen, um durch abschwächende fortgesetzte Züchtung von

Infectionsträgern ihre Giftigkeit so zu vermindern, dass er die dergestalt erhaltenen Stoffe Thieren und Menschen einimpfen konnte, ohne ihnen die Krankheit zu verursachen, vielmehr in der Hoffnung, sie widerstandsfähig gegen irgend wie bereits eingedrungene oder sie überhaupt gefährdende Keime der betreffenden Krankheit zu machen. Seine Hoffnungen gingen einigermassen in Erfüllung gegenüber den Bacillen des Milzbrandes und gewissen Thierepidemien. Erfolgreicher und sicherer erscheint ein anderer Weg, den der deutsche Arzt Behring und der Japaner Kitasato beschritten haben. Sie gingen von der Erfahrung aus, dass man Versuchsthiere durch Einspritzung von Stoffwechselproducten von krankheitserregenden Bacillen (die Toxine, welche Roux entdeckt hatte) in fortgesetzten, sehr kleinen, nicht tödtlichen Gaben allmählich so widerstandsfähig gegen das Gift machen kann, dass dann selbst grosse, sonst tödtliche Gaben ihnen nichts mehr anhaben konnten (Immunisirung). Es zeigte sich nun, dass wenn man solchen mit Giftstoff präparirten Thieren (am besten Pferden) Blut abzapfte und das Blutwasser derselben anderen Thieren oder Menschen einspritzte, auch diese widerstandsfähig gegen die Bacillen und deren Stoffwechselproducte, beziehungsweise gegen die Krankheit, deren Toxine man ursprünglich den Versuchsthieren eingeimpft hatte, geworden waren. Das Blutserum bot den abgeimpften Menschen und Thieren nicht bloss gegen die Krankheit eine Schutzkraft, indem die etwa eingedrungenen Bacillen und Stoffwechselproducte derselben ihre zerstörende Wirkung nicht entfalten konnten, sondern bei rechtzeitiger Anwendung des Serums am bereits von der Krankheit ergriffenen Menschen gelang sogar häufig genug noch die Rettung durch Unwirksammachung der eingedrungenen Giftträger und Gifte. Von dieser grossartigen Entdeckung machten die genannten Forscher, sowie Roux zunächst Gebrauch gegen die

fürchterliche Kinderkrankheit der Diphtherie, Yersin gegen die Pest, der sich rühmt, von 28 Pestkranken mit seinem Serum 25 gerettet zu haben. (?) Das sind die Erfahrungen und Waffen der heutigen Wissenschaft gegenüber der schrecklichsten aller Seuchen.

## Die Geschichte der Pesterkrankungen in Wien im October 1898.

Am 19. October 1898 wurde die Bevölkerung Wiens, und mit ihr bald die von ganz Europa, durch die Nachricht erschreckt, dass im allgemeinen Krankenhause ein Kranker mit der indischen Pest behaftet, gestorben sei. Es war dies der Diener im pathologisch-anatomischen Institut, Franz Barisch, der im sogenannten Pestzimmer den Dienst seit August 1897 zur Zufriedenheit besorgt hatte, in der Nacht auf den 15. October mit einem Schüttelfrost erkrankt, den Eindruck eines Influenzafalles und dann den eines gewöhnlichen Falles von Lungenentzündung selbst dem durch seine Peststudien in Bombay höchst erfahrenen Doctor H. Müller gemacht hatte. Da aber die Pest auch als Lungenpest (nicht in der gewöhnlichen Form der Beulenpest) auftreten kann (es war die erstere die herrschende Form in dem grossen Sterben von 1349) und die Möglichkeit nicht abzuweisen war, Barisch habe sich im Pestzimmer inficirt, so untersuchten die Pestforscher Dr. Ghon und Dr. Albrecht mikroskopisch seinen Auswurf auf Pestbacillen, zunächst mit negativem Resultat, unterliessen aber nicht, mit dem Auswurf des Kranken eine Ratte zu impfen und gleichzeitig mit demselben den Versuch der Gewinnung der Reinculturen von Pestbacillen zu machen.

Vor allem aber wurde der Erkrankte in einer Kammer der 1. med. Klinik (Hofrath Nothnagel) isolirt und sorgfältig

durch Dr. Müller beobachtet. Die Krankenpflege besorgten die Wärterinnen Pecha und Hochegger.

Die Untersuchung des Auswurfes des Barisch wurde fortgesetzt. Dr. Ghon und Albrecht fanden darin kleine Lebewesen, von denen es aber vorerst zweifelhaft blieb, ob es Pestbacillen seien. Am 18. Abends erfolgte der Tod des Barisch. Mittlerweile war die Reincultur von Pestbacillen aus dem Auswurf gelungen und das Versuchsthier unter den Erscheinungen der Pest verendet. Sofort wurden die Sanitätsbehörden verständigt, die unverzüglich, um weitere Infection zu verhüten, die geeigneten Massnahmen trafen. Die Leiche wurde mit allen erdenklichen Vorsichtsmassregeln desinficirt und ehestens beerdigt. Der Arzt des Verstorbenen, um Andere vor Ansteckung zu bewahren, übernahm allein die Desinfectionsarbeiten im Sterbezimmer, wobei er sich wahrscheinlicherweise selbst inficirt hat. Noch am 19. erfolgte die Isolirung des Dr. Müller und der beiden Wärterinnen in den Isolirräumen des Kaiser Franz Josefs-Spitales.

Am 20. Früh erkrankten die Wärterin Pecha, am 21. Mittags Dr. Müller unter den Erscheinungen der Lungenpest; für deren Behandlung und Pflege traten ein der Pestforscher Dr. Rudolf Pöch, der an der wissenschaftlichen Expedition nach Bombay theilgenommen hatte, ferner drei barmherzige Schwestern, Verona Gerhard, Lucretia Kaschuber, Nicolina Janikowsky.

Am 23. Früh erlag Dr. Müller der schrecklichen Krankheit, er, der monatelang während einer Epidemie in Bombay unzähligemale dem Tod ins Auge geblickt hatte und verschont geblieben war. Er endigte wie ein Held auf dem Schlachtfelde, stellte an sich selbst die Diagnose, schrieb seine eigene Krankheit nieder, nahm in ergreifender Weise in

einem Briefe Abschied von seinen Angehörigen, sorgte noch thunlichst für die seiner Behandlung übergeben Gewesenen. Am 24. früh Morgens trug man die Ueberreste dieses unermüdlichen Forschers und heldenmüthigen Arztes zu Grabe. Sein Ringen und Streben war die Entdeckung eines Heilserums gegen die schreckliche Krankheit gewesen.

Als durch die Erkrankung Dr. Müller's und der Wärterin Pecha zu befürchten war, dass die Pest weitere Opfer fordern werde, telegraphirten Professor Weichselbaum und Paltauf an das Institut Pasteur in Paris um Pestserum. Unverweilt trat der Laboratoriumschef Dr. Marmorek mit allem verfügbaren Serum die Reise nach Wien an, wo er am 23. Abends eintraf. Noch in der Nacht zum 24. wurde der Wärterin Pecha die erste Injection damit gemacht, worauf sie sich besser befand. Am 24. wurden Dr. Pöch und das Pflegepersonal mit dem Pariser Serum injicirt, um sie widerstandsfähig gegen Ansteckung zu machen. Während sonst der Tod bis zum 4. Tage eintritt, wurde das Leben der Pecha, wohl auf Grund der Seruminjectionen (Yersin'sches Serum), mittelst welcher sie ungefähr 500 Cubikcentimeter erhalten hatte, bis zum 10. Tage gefristet. Leider konnten sie aber das Geschick des braven, erst 22jährigen, seinem Berufe zum Opfer gefallenen Mädchens nicht wenden.

Bis zu Anfang November verharrte die Bevölkerung in banger Sorge vor neuen Erkrankungen. Ein gnädiges Geschick hat es gewollt, dass sie trotz der am Ursprungsorte der Seuche nicht möglichen untadelhaften Isolirung, dank der rechtzeitigen Erkennung der Gefahr durch die Pestärzte und Bacteriologen (Dr. Ghon und Albrecht) und der energischen und klugen Massnahmen seitens der Behörden ausblieben. So beschränkte sich diese denkwürdige Wiener Pesterkrankung von 1898 auf ihr erstes Opfer, den Anatomiediener Barisch,

dessen Wärterin Pecha und Arzt Dr. H. F. Müller. Den beiden Letzteren, die ihr Leben opferten in Ausübung der Berufspflicht, werden ihre Mitbürger ein dankbares Andenken bewahren.

Ueber die Umstände der Entstehung dieser drohenden Epidemie liess sich Folgendes ermitteln:

1897 im Mai waren die von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien zum Studium der Pest entsendeten Forscher Dr. Albrecht, Ghon, Müller nach Wien glücklich zurückgekehrt. Wie aus dem Berichte des Obersanitätsrathes Professor Weichselbaum*) zu entnehmen ist, bestand nach den Intentionen der Akademie die weitere Aufgabe der Doctoren Albrecht und Ghon darin:

1. Durch Thierversuche festzustellen, auf welche Weise und durch welche Eingangspforten der Erreger der Pest in den Organismus einzudringen vermag;

2. ebenfalls durch Thierversuche festzustellen, ob und in welcher Weise eine Immunisirung gegen Pest erzielt werden könne.

In Berücksichtigung der eminenten Bedeutung solcher Forschungen für den Staat, und in Nachahmung des Vorgehens anderer Culturstaaten, räumte die Regierung den genannten Forschern in dem an das allgemeine Krankenhaus stossenden pathologisch-anatomischen Institut ein besonderes Zimmer als „Pestzimmer" ein. Mit aus Indien mitgebrachten Reinculturen von Pestbacillen wurden im August 1897 diese Studien an Meerschweinchen, Ratten und Spanferkeln begonnen. Dank den getroffenen Vorsichtsmassregeln ereignete sich bis zum vorläufigen Abschlusse der Forschungen anfangs October 1898 kein Unfall, obwohl zahlreiche Sanitätsorgane und Aerzte

---

*) „Oesterr. Sanitätswesen". Organ des obersten Sanitätsrathes.

sich an diesen Studien betheiligten, um sich über Wesen und Erreger der Pest zu belehren. Die gleichen Erfahrungen machte man in Paris, Petersburg, Berlin, Florenz, Bukarest, Liverpool.

Es ist nun keine andere Annahme möglich, als die, dass der Diener Barisch durch einen unglücklichen Zufall, möglicherweise durch temporäres Ausserachtlassen der gebotenen Sicherheitsmassregeln bei der Fütterung, Berührung eines Versuchsthieres, den Keim der todtbringenden Krankheit in sich aufgenommen hat.

Die Gefahr, in welche die Wissenschaft die Wiener Bevölkerung gebracht hatte, erfuhr von einzelnen Rednern in der 14. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 28. October 1898 eine herbe Kritik. Man bestritt die Berechtigung zur Anstellung solcher Versuche überhaupt, wollte sie höchstens abseits von menschlichen Niederlassungen dulden. Graf Bylandt als Unterrichtsminister, und mehrere Abgeordnete nahmen die Wissenschaft gegen solche Angriffe in Schutz, erwiesen die enorme Bedeutung bacteriologischer Forschungen für das Gemeinwohl, denen sich kein Culturstaat entziehen könne, die Ungefährlichkeit solcher „Laboratoriumerkrankungen" für die Bevölkerung bei zweckentsprechenden Einrichtungen und Versuchsmassregeln, die Nothwendigkeit solcher Institute als Lehranstalten in nächster Nähe der übrigen Universitätsinstitute u. s. w.

Thatsächlich ist eine Gefahr undenkbar in einem isolirten Gebäude, in welchem Zimmer für die mit Peststudien beschäftigten Personen sich befinden, in denen jede Erkrankung solcher solange beobachtet und behandelt werden müsste, bis das Nichtvorhandensein einer Pesterkrankung erwiesen wäre.

Ein erhebendes Nachspiel der Wiener Pestepisode war es, als am 19. November, nachdem schon die Gnade des

Kaisers die Verdienste der Betheiligten belohnt hatte, die Gemeindevertretung dieselben durch Verleihung von Salvatormedaillen im Sitzungssaale des Gemeinderathes auszeichnete.

## Ein Blick in die Zukunft.

Es bleibt mir übrig, zwei Fragen aufzuwerfen und zu beantworten, dahingehend, ob weitere Pestgefahr für Wien besteht und wie gross diese Gefahr, wenn sie zugegeben werden muss, für die Bevölkerung werden könnte.

Die erste Frage lässt sich dahin beantworten, dass eine solche Gefahr nicht verneint werden darf und dass sie vielleicht näher ist, als man es ahnt.

So lange die Civilisation und mit ihr Cultur, Reinlichkeit, Gesundheitspflege und Sanitätsmassregeln nicht ihre segensreiche Wirksamkeit in den Ländern des fernen Asiens entfaltet haben werden, sind Pestepidemien dort bestimmt zu gewärtigen. Mit der Zunahme von Handel und Verkehr mit diesen Ländern sind aber auch Verschleppungen der Seuche nach Europa leicht möglich.

Die Pest von Wetljanka 1878 ist ein unanfechtbares Beispiel dafür, und dass die Seuche auf dem gefährlichen Landwege Europa sich neuerdings nähert, beweist die Pest, die gerade in Samarkand wüthet. Auf dem langen Seeweg von China und Indien nach unseren Küsten gewähren die Dauer der Reise, internationale Sanitätseinrichtungen unterwegs (Suez) und die Hafenpolizei in unseren Handelsplätzen am Adriatischen Meere, nebst eventuellen Quarantainen, hinreichenden Schutz, höchstens dass einmal durch verseuchte Mäuse und Ratten auf Schiffen, die aus Pestländern kommen, die Seuche nach unseren Seehäfen verschleppt werden könnte.

Anders ist es mit dem nicht so leicht controlirbaren Landweg, dessen Dauer durch Eisenbahnen, die in nicht ferner Zeit Pestländer, wie China und Indien, mit Europa direct verbinden werden, erheblich abgekürzt sein wird.

Der russischen Regierung erwächst damit Europa gegenüber eine ernste Pflicht der Wachsamkeit zur Verhütung einer Pestgefahr. In Wetljanka hat sie ihre Leistungsfähigkeit bewiesen und auch in Samarkand scheint sie bereits Erfolg zu haben.

Die von Russland drohende Pestgefahr wird jedenfalls dadurch gewaltig vermindert, dass dieses grosse Reich ein Culturstaat geworden ist und über alle Mittel der Wissenschaft und der Staatsgewalt verfügt.

Wenn auch die Möglichkeit einer Verschleppung der Pest nach der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht geleugnet werden kann, so wird doch selbst der Furchtsamste nicht umhin können, zuzugestehen, dass die daraus entstehende Gefahr eine höchst geringe ist, nicht zu vergleichen mit der durch Krankheiten, wie Syphilis und Tuberculose, die endemisch unter unserer Bevölkerung wüthen.

Aus den fernsten Gebieten der Nachbarländer erfahren wir sofort, wenn sich eine Seuche dort zeigt, durch Consular- und Zeitungsberichte von ihrem Bestehen. Unsere Sanitätsverwaltung hat dadurch Zeit genug zur Vorbereitung, zum Schutze der Grenzen. Allenthalben im Reich finden sich in der bacteriologischen Untersuchung erfahrene Sanitätsorgane, und falls irgendwo in der Provinz eine seuchenartige Krankheit sich zeigen sollte, so vermittelt der Telegraph sofort die Kunde davon und können mit dem nächsten Bahnzuge aus der nächsten Universitätsstadt Fachmänner dorthin entsendet werden.

In kürzester Frist ermitteln bacteriologische Untersuchung, Thierexperimente u. s. w. die Natur der Seuche. Fast überall

befinden sich allen Anforderungen der Neuzeit entsprechende Spitäler und an wirksamen Desinfectionsmitteln gebricht es wahrlich nicht.

Was die Frage einer Gefahr für Wien selbst betrifft, so gilt alles Erwähnte in erhöhtem Masse für die Reichshauptstadt, die, auf der Höhe der Civilisation stehend und in ihrer Entwickelung nicht mehr durch Festungswälle und Gräben behindert, eine saubere und gesunde Stadt mit vorzüglichem Trinkwasser geworden ist und eine Pestepidemie gewiss nicht mehr zu befürchten hat.

Die Gefahr, welche von einem künftigen für Reich und Wissenschaft unentbehrlichen Pestlaboratorium neuerlich drohen könnte, ist nicht ernst zu nehmen unter der Voraussetzung, dass dasselbe so eingerichtet wird, wie es den Anforderungen der Wissenschaft entspricht. Dann brauchten wir, wenn das Unglück wollte, dass Oesterreich einmal von der Pest heimgesucht würde, auch nicht bei einer anderen Nation, wie diesmal, um Pestserum betteln zu gehen.

Die Octoberpest des Jahres 1898 in Wien war für die Wissenschaft und für die Bevölkerung gleich lehrreich. Beiden bewies sie, wie furchtbar die Zerstörungskraft mikroskopischer Lebewesen auf den menschlichen Organismus sein kann, aber für das Publicum war sie eine Art Generalprobe, was die heutige ärztliche Wissenschaft und die Sanitätspflege einer solchen drohenden Gefahr gegenüber zu leisten im Stande ist. Obwohl die Krankheit in einer ganz ungewöhnlichen Form auftrat, so dass erst die bacteriologische Forschung ihre Natur enthüllen konnte, obgleich Zeit mit der Isolirung der Kranken verloren ging und die Räumlichkeiten des betreffenden Spitales nichts weniger als mustergiltige waren, liess sich doch die Zahl der Opfer auf drei beschränken und eine grosse Gefahr von der Bevölkerung abwenden. Das verdankt sie der vorgeschrittenen

ärztlichen Forschung und Wissenschaft, die nicht ruhen wird, bis ihr der Schutz der Gesunden und die Rettung der Erkrankten vor der fürchterlichsten aller Seuchen auf dem Wege der Serumtherapie gelungen sein wird.

Dass dies schon jetzt nicht aussichtslos sei, wird wahrscheinlich aus der Thatsache, dass die erkrankte Wärterin Pecha fast dreimal solange am Leben erhalten wurde, als man es ohne Serum beobachtet, und dass von den mit demselben geimpften ärztlichen und Pflegepersonen der Pestkranken kein weiteres Todesopfer gefordert wurde.

Gelingt der medicinischen Wissenschaft die Erreichung jenes Zieles, wie es ihr bei anderen Seuchen bereits gelungen ist, dann ist sie die grösste Wohlthäterin der Menschheit.





